

Vita vigilia est

Gedanken zur Praefatio der *Historia naturalis* des C. Plinius Secundus

von Karl Bayer

„Die Bücher meiner ‚Naturkunde‘, ein für die Musen Deiner Römer neuartiges Werk, das letzte Erzeugnis meiner Feder, will ich Dir mit einem etwas vertraulichen Briefe zueignen, liebenswürdigster Herrscher“ (*Libros Naturalis Historiae, novicium Camenis Quiritium tuorum opus, natos apud me proxima fetura licentiore epistula narrare constitui tibi, iucundissime Imperator...*) – das sind bei aller leisen Ironie stolze Worte. Mit ihnen beginnt die für die künftige Leserschaft bestimmte Vorrede, die als Privatbrief an die Spitze des Werkes gestellt ist. Auf eine solche Anmeldung seines Anspruchs gegenüber der literarischen Welt konnte Plinius nicht verzichten, doch musste er in Rücksicht auf den Rang seines Adressaten darauf bedacht sein, ihn in einer Art großangelegten *captatio benevolentiae* abzufedern. Aus der Art, wie er dabei vorgeht, lassen sich Einblicke in die Persönlichkeit des Plinius gewinnen.

Das Widmungsproblem [1-11]

Vom Tod des nahezu 70jährigen Titus Flavius Vespasianus, heute kurz Vespasian genannt, am 23. Juni des Jahres 79 n. C. wurde Plinius wohl nicht überrascht. Die sofortige Nachfolge und Thronerhebung des älteren, gleichnamigen Sohnes war gut vorbereitet und damit unproblematisch. Plinius (geb. Ende 23/Anfang 24) sah nunmehr seinen 15 Jahre jüngeren, immerhin schon etwa 40jährigen Freund Titus (Flavius Vespasianus, geb. 30.12.39) als obersten Repräsentanten des Römischen Reiches. Das war eine neue Lage. Wie sollte er sich verhalten? Hier die enge Verbundenheit durch die militärische Zeltgemeinschaft (*castrense contubernium*), dort die nunmehr gebotene Abstandnahme von dem jetzt *in excelsissimo generis humani fastigio* Angekommenen.

Wahrscheinlich hatte er beabsichtigt, seine so gut wie fertiggestellte *Naturalis historia* dem Kaiser Vespasian zu widmen, so dass er sich jetzt vor die Notwendigkeit gestellt fand umzudisponieren. Es lag nahe, nunmehr an Titus, dessen Name ursprünglich „nicht auf dem Titelblatt stand“ (*non eras in hoc albo* [s. 6]), als Widmungsträger zu denken. Damit öffnete sich ein Weg, die neue Positionierung taktvoll über die Bühne zu bringen.

Diese Absicht bestimmt die ersten Abschnitte des an Titus gerichteten Wid-

mungsbriefes. Da war Fingerspitzengefühl gefragt. Plinius konnte ja nicht wissen, ob dem neuen Regenten die plötzliche Machtfülle nicht doch in den Kopf gestiegen war – das hatte man schon erlebt – oder ob er umgekehrt über einen unerwarteten Rückzug seines nahezu väterlichen Freundes verstimmt wäre.

Die Anrede formuliert das Dilemma: *Plinius Secundus Vespasiano Caesari suo s(alutem)*: Die Nennung des Titels Caesar, der Titus schon vor zehn Jahren (69) verliehen worden war, markiert die Distanz, gemildert durch seine Hergebrachtheit; das hier sehr gewagte Pronomen *suo* (So schrieb Seneca an seinen Freund und Schüler Lucilius: *Seneca Lucilio suo salutem*; Plinius Minor an Trajan aber: *C. Plinius Traiano Imperatori*) lässt den Wunsch nach Fortbestehen der engen Verbindung erkennen.

Dieser Exposition folgt die Durchführung. Plinius stellt den zahlreichen Erinnerungen an das alte Verhältnis zwei Aspekte gegenüber, die den Abstand deutlich machen: die bekannten Stationen der politischen und militärischen Laufbahn und die hohe Begabung des Adressaten.

Nun setzt ein andeutungsreiches, mitunter ironisch-scherzhaftes Spiel ein: Erinnerungen an die bisherige Verbundenheit wechseln mit einem gespielten Bedauern, es könnte mitunter der Eindruck von Aufdringlichkeit entstanden sein.

<i>iucundissime Imperator,</i>	(„liebenswertester Herrscher“ [1])
<i>castrense verbum,</i>	(„ein Ausdruck der Soldatensprache“ [1])
<i>castrense contubernium,</i>	(„Zeltgenosse im Lager“ [3])
<i>ex aequo;</i>	(„auf gleicher Stufe“ [2])
<i>licentior epistula,</i>	(„ein etwas vertraulicherer Brief“ [1])
<i>mea petulantia,</i>	(„meine Frechheit“ [2])
<i>alia procax epistula,</i>	(„ein anderer kecker Brief“ [2])
<i>colere familiarius</i>	(„Zuneigung auf freundschaftlichere Art bezeugen“ [4])
<i>audacia.</i>	(„Keckheit“ [4]).

Nicht ernst gemeint sein kann der Vergleich des 36bändigen Werkes mit der (heute) 116 Stücke umfassenden Gedichtsammlung des Catull, auch wenn jeweils nur auf die einleitende Widmung angespielt ist. Als *nugae* mag der Dichter seine Carmina bezeichnen, zur *Historia naturalis* aber passt das nicht. Auch die in anderem Zusammenhang interessante Kritik am Hendecasyllabus des Catull und dessen ‚Heilung‘ durch Wortumstellungen überrascht hier. Sie mag Bezug nehmen auf vorangegangene Gespräche; eine erotische

Anspielung dahinter zu vermuten erscheint verfehlt, mag auch die Themenwahl im Kasino (*castrense contubernium*) nicht immer vom Feinsten gewesen sein. [1]

In diesem lockeren Ton geht es zunächst weiter. Dabei fällt die Anspielung auf einen früheren „kecken“, sichtlich veröffentlichten Brief auf, an dem Titus bemängelt hatte, er lasse zu wenig erkennen, wie jovial er mit seinem Staatsvolk zu verkehren pflege (*quam ex aequo tecum vivat imperium*). [2] Das Ungewöhnliche an dieser Haltung des Kaisers wird dadurch noch verdeutlicht, dass die beeindruckenden Stationen seiner militärischen und politischen Laufbahn aufgezählt werden:

imperator [s. 1]

triumphalis (Juni 71, nach dem Fall von Jerusalem [3])

ensorius (offenbar nicht datierbar [3])

consul VI [3]

tribunica potestas (bis dahin *trib.pot.* III, ein wichtiger Teil der Machtbasis [3])

praefectus praetorii (seit 71; als Reverenz gegenüber dem Ritterstand interpretiert [3]).

Trotz dieses Aufstiegs habe sich an der Freundlichkeit des Titus nichts verändert. *nec quicquam in te mutavit fortunae amplitudo* („und die Fülle des Glücks hat nichts an Dir verändert“). Die Bemerkung, die einzige erkennbare Veränderung in der Haltung des Titus bestehe darin, dass er jetzt die Möglichkeit habe, so viel Gutes zu tun, wie er wolle (*nisi ut prodesse tantundem posses et velles*), kann wohl nicht dahin verstanden werden, dass Titus Plinius sogleich nach seiner Thronbesteigung in besonderer Weise ausgezeichnet hätte. Die Beförderung zum Befehlshaber der Westmittelmeerflotte, mit der er in eine der obersten Kommandostellen des Reichs aufgerückt war, hatte er noch Vespasian zu verdanken. [3]

Plinius hätte durchaus auch für sich einiges zu nennen gehabt, doch war die Widmung nicht der Ort, sich selbst hervorzuheben. Im Gegenteil: es galt, den Abstand nicht nur zu wahren, sondern auch zu betonen. Dafür findet Plinius eine originelle Wendung: *cum ceteris in veneratione tui pateant omnia illa, nobis ad colendum te familiaris audacia sola superest*. Diese Selbststrüge der Keckheit scheint die Distanz zu vergrößern, überbrückt sie jedoch in Wirklichkeit: Du bist selbst dran schuld: *igitur tibi imputabis et in nostra culpa tibi ignoscas* („Du mußt meine Keckheit Dir selbst zuschreiben und bezüglich meiner Schuld Dir selbst Verzeihung gewähren.“ [4])

Dennoch lässt der Text eine weitere behutsame Vergrößerung der Distanz er-

kennen. Dazu dient die mit beträchtlichem rhetorischen Pomp formulierte Rühmung der geistige Potenz des Titus:

<i>vis eloquentiae,</i>	(„Macht des Wortes“ [5])
<i>tribunicia potestas facundiae,</i>	(„Allgewalt der Beredsamkeit“ [5])
<i>quanto tu ore patris laude tonas!</i>	(„Wie donnert deine Stimme beim Lobe des Vaters!“ [5])
<i>quanto fratris amas!</i>	(„Wie findet sie an dem {Lob} des Bruders {Domitianus} Gefallen!“ [5])
<i>quantus in poetica es!</i>	(„Welche Kraft entfaltest Du in der Dichtung!“ [5])
<i>o magna fecunditas animi!</i>	(„Oh, welch große Fülle der Gedanken!“ [5])
<i>quem ad modum fratrem quoque</i>	(„Du hast Dir eine Möglichkeit ersonnen,
<i>imitareris excogitasti!</i>	auch dem Bruder nachzueifern!“ [5])

Die rednerische Befähigung des Titus steht wohl außer Frage. Wie hätte er sonst zu einer weitgehend auf Mündlichkeit basierenden Machtstellung gelangen und sich in ihr behaupten können? Wie es aber um seine dichterische Begabung steht, ist mangels überlieferter Werke nicht zu beurteilen. Das o.g. Interesse für Finessen der Metrik schließt entsprechende eigene schriftstellerische Versuche nicht aus. Sueton (3,2) deutet an, er sei ein geschickter Stegreifdichter gewesen. Sein Bruder Domitian hatte es in diesem Punkte weiter gebracht: Er war u. a. als Verfasser eines Gedichts über den Jüdischen Krieg hervorgetreten, das offenbar beifällig aufgenommen wurde. Insgesamt hat Plinius als Autor, wenn auch nicht gerade als Dichter, freilich eine unvergleichlich stärkere Wirkung erzielt als die beiden Flavier.

Anspielungen solcher Art unterließ Plinius wohlweislich. Es konnte in seiner *laudatio Titi* gar nicht um einen Vergleich von Leistungen gehen. Wo in der Welt gäbe es auch eine Widmung, die dem so zu Ehrenden hinriebe, dass er als bessere Null zu dem Genie des Schenkers emporzublicken habe? Plinius macht das ganz anders: *perfricui faciem nec tamen profeci, quoniam alia via occurris ingens et longius etiam summove ingenii fascibus* („Ich kenne schon keine Scham mehr und habe dennoch nichts erreicht: denn auf einem anderen Gebiet trittst Du mir übermächtig entgegen und schiebst mich durch die Kraft Deines Talents noch weiter zur Seite“). In diesem Punkt will Plinius den Abstand also ganz groß erscheinen lassen. [5]

Blickt man auf den ersten Absatz der Epistel zurück, so erkennt man eine sorgfältig austarierte Vernetzung von Aspekten einer seit langem bestehenden, offenbar sehr intensiven Freundschaft mit solchen der Rücksichtnahme

auf deren veränderte Grundlage: Da stehen den bisherigen Avancen durch Titus die Komplexe Titel und Talente gegenüber. Nicht ohne einen guten Schuss Schmeichelei wird die Amtsautorität als vor allem für andere bedeutsam hinter die persönliche Autorität zurückgestellt, die sich auf überlegene Geistesgaben gründet.

Insgesamt tritt der seiner neuen Position letztlich noch nicht recht sichere Plinius damit einen vorsichtigen Rückzug an, den er jederzeit wieder abblasen zu können hofft.

Da Titus kraft Widmung der erste Leser des Werkes sein wird, durfte man von ihm auch erwarten, dass er ein erstes Urteil über das Werk abgebe. Das könnte eine höfliche Empfangsbestätigung mit einigen freundlichen Worten sein, aus denen der Kundige entnimmt, dass der Empfänger bestenfalls ein wenig herumgeblättert hat. Eines Freundes wäre das nicht würdig, eines Kaisers noch viel weniger. Nun könnte der Kaiser freilich keine Zeit, keine Lust haben, sich mit einem so umfänglichen Werk näher zu befassen, oder gar, über diese oder jene Formulierung vergrätzt (*praesertim lacesitus*), sein Missfallen bekunden. Wer kann sich da schon sicher sein? [6]

Plinius sieht dieses Risiko: „Aber wer könnte dies alles unerschrocken ermes- sen ...?“ (*quis possit intrepidus aestimare subiturus ingenii tui iudicium ...?*). Es ist ja nicht sein Erstlingswerk, er hat schon so mancherlei Erfahrungen gesammelt. Also baut er vor: „Denn es ist ein Unterschied, ob man etwas nur herausgibt oder es Dir namentlich widmet.“ (*neque est similis condicio publicantium et nominatim dicantium*). Später [s. 8] verdeutlicht er die Situation am Unterschied der Vorbereitungen für einen geladenen Gast gegenüber denen für einen zufällig Hereingeschnittenen.

Nach bereits bewährter Methode (*tibi imputabis* [s. 4]) wendet er nun den Gedanken so, dass Titus eigentlich selbst schuld daran ist, wenn er sich mit dem Werk befaßt: er hätte Besseres zu tun, das Werk sei für einen anderen Leserkreis geschrieben: *possem dicere: Quid ista legis, Imperator?* „Es ist für das niedere Volk (*humili vulgo*) geschrieben, für die Masse der Bauern, der Handwerker, sowie für solche, die sich für höhere Studien keine Zeit nehmen“ (*studiorum otiosis*).

Durch diese Bescheidenheitsgeste eröffnet er dem Kaiser Gelegenheit, sich zu sagen: „Ja, wenn das so ist, könnte ich mir die Lektüre eigentlich sparen.“ Natürlich kann der das nicht, denn dass er für höhere Studien keine Zeit mehr habe, will er sich nicht nachsagen lassen, auch wenn es wohl zutrifft. Um aber nicht in den Verdacht zu geraten, er habe da eine Fußangel gelegt, verbindet Plinius seine Geste rasch mit einer Schmeichelei: *maiores te sciebam, quam ut descensurum huc putarem* („Ich wußte, dass Du zu groß bist, als dass ich hätte annehmen können, Du würdest Dich dazu hergeben“) Aus die-

sem Satz darf man wohl schließen, dass der Widmung die Einholung der Zustimmung vorausgegangen war. [6]

Für den Versuch, riskante Kritiker abzulehnen, zieht Plinius Beispiele aus der Literaturgeschichte heran. Das gibt ihm Gelegenheit, seine literarische Informiertheit gegen den denkbaren Einwurf auszuspielen, was *humili vulgo* geschrieben sei, könne doch nur von einem *ingenium humile* stammen. Wenn er aber einen Cicero – *extra omnem ingenii aleam positus* („dessen Geist wohl über allen Zweifel erhaben ist“) auf seiner Seite hat, sieht die Sache gleich besser aus. Der Sachverhalt ist etwas kompliziert: C. Lucilius, „der den spöttischen Stil erst begründete“ (*qui primus condidit stili nasum*), hatte in einer seiner Satiren geschrieben, er möchte keinen völlig ungebildeten Menschen zum Leser haben, aber auch keinen allzu gelehrten. Ihm wäre z. B. D. Laelius recht, den er als einen *vir bonus et non illiteratus* („als einen braven und nicht unbelesenen Mann“) kenne. Mit Bezug darauf lehnt Cicero (an einer nicht erhaltenen Stelle von *De re publica*) den *doctissimus* Manius Persius als Leser ab und wünscht sich Iunius Congus, den er wohl mit D. Laelius auf eine Stufe stellt. Solche Zurückweisung (*reiectio*) eines Richters müsste eigentlich auch ihm, Plinius, gestattet sein (*quanto nos causatius ab aliquo iudice defendimur?*). Freilich wußte er genau, dass er sich diesen Fluchtweg selbst versperrt hatte (*haec ego mihi patrocina ademi*), indem er Titus durch seine Widmung (*nuncupatione*) zum Richter wählte. Also nur ein Gedankenspiel, ein gewagtes allerdings! Titus könnte sich mit D. Laelius und M'. Congius verglichen fühlen. Das wollte Plinius natürlich nicht. Er wollte das Urteil des Titus hören, ein günstiges selbstverständlich. [7]

Ein zweiter Ausflug dieser Art führt in die politische Geschichte. Nun geht es um die Objektivität des „Richters“. Als Musterbeispiel der Unbestechlichkeit wird Cato zitiert: Zu seiner Zeit ließen zur Wahl stehende Kandidaten zum Beweis ihrer Rechtschaffenheit ihre (andernfalls für Bestechungen einsetzbaren) Konten sperren, wie man heute sagen würde (*quod tum pro innocentia in rebus humanis summum esset*). Oder L. Scipio Asiaticus, der, vor Gericht gestellt, die Volkstribunen, unter ihnen auch den Vater der Gracchen, anrief, um so zu beweisen, dass er sich auch vor einem plebeischen, also feindlich eingestellten Richter rechtfertigen könne (*vel inimico iudici se probari posse*). Hier geht es also nicht um eine *reiectio*, sondern um eine *provocatio iudicis*. [8-10] Die exkursartige Partie, in der Plinius Sorgen um die Objektivität des Richters äußert, konnte, wenn sie so stehen blieb, Titus nicht so recht gefallen, da sie seine Unvoreingenommenheit in Zweifel zu ziehen schien. Es musste daher eine Wendung des Gedankens dahin folgen, dass bei einem Richter von der Qualität des Widmungsträgers Bedenken solcher Art von vornherein gegenstandslos seien. Dafür findet Plinius wieder einen originellen Weg, der al-

lerdings nahe an eine Vergöttlichung des neuen Caesar heranreicht: „Ich weiß, dass Dir, der Du ja auf der Menschheit erhabenstem Gipfel wandelst und höchste Beredsamkeit wie vorzüglichste Erziehung Dein eigen nennst, selbst bloße Audienzbesucher nur mit heiligster Ehrfurcht ihre Aufwartung machen, und sie tragen daher Sorge, dass das, was Dir gewidmet wird, auch Deiner würdig sei.“ Wenn bloße *salutantes* schon so verfahren, wieviel mehr der Verfasser eines so gewichtigen Werkes! Titus kann also gar nicht in Gefahr geraten, ein abträgliches Urteil sprechen zu müssen, da ihm ja nur Vorzüglichstes vorgelegt wird. Dieses kaum versteckte Selbstlob verlangt natürlich sofortige Abmilderung, am besten in Form einer Übersteigerung: „Sogar den Göttern opfern die Bauern und viele Völker nur Milch und in Ermangelung des Weihrauchs gesalzenen Schrot, und niemand wurde es noch vorgeworfen, dass er die Götter nur nach seinem Vermögen verehrte.“ In diesem Weihrauch entschwindet der Beschenkte geradezu in den Olymp, während der Schenker zugibt, was er zu bieten habe, sei eben das, was seinem (geistigen) Vermögen entspreche, und folglich jedem Tadel entzogen (*nec ulli fuit vitio deos colere, quoquo modo posset*). Dieses sehr weitgehende Understatement mag, mit einer Prise Ironie genossen, hingehen; die Beinahe-Vergöttlichung hingegen, die in Titus' Zeit offenbar nicht als anstößig empfunden wurde, lässt für die Zukunft nichts Gutes erwarten. [11]

Das Werk

Anspruch [12-15]

Nach der ausführlichen Rechtfertigung der Widmung kommt Plinius nun auf das Werk selbst zu sprechen. Er setzt wiederum mit der Versicherung seiner Bescheidenheit ein: Zu der Kühnheit (*audacia*), es Titus überhaupt zu widmen, komme noch, dass seine „Abfassung ihm ziemlich geringe Mühe verursacht habe“ (*levioris operae ... libelli*). Wenn das bei einem 36bändigen Werk keine Untertreibung ist!

Doch er bleibt bei diesem Thema und macht seine Aussage begreiflich:

<i>nec ingenii sunt</i>	„Denn sie sind weder reich an Geist
<i>(quod alioqui in nobis</i>	(den ich an sich nur in mäßigem
<i>perquam mediocre erat)</i>	Umfang besitze)
<i>neque admittunt</i>	noch erlauben sie
<i>excessus</i>	Abschweifungen
<i>aut orationes sermonesve</i>	oder Reden oder Unterhaltungen
<i>aut casus mirabiles</i>	oder die Aufnahme wunderbarer Ereignisse

<i>vel eventus varios</i>	oder mannigfaltiger Abenteuer,
<i>iucunda dictu</i>	die wegen ihres einfachen Stoffes
<i>aut legentibus blanda</i>	angenehm zu schildern
<i>sterili materia.</i>	oder reizend zu lesen wären.“ [12]

[Möglicherweise bezieht sich *sterili materia* auf die gesamte Periode im Sinn von: „... denn das gibt der spröde Stoff nicht her.“]

Offenbar formuliert dieser rhetorisch stilisierte Mängelkatalog die Ansprüche, die der Zeitgeist an ein Werk der Literatur stellt. Dass die *Naturalis historia* da weder mithalten will noch kann, liegt auf der Hand. Ihr Gegenstand ist eben „die Natur, d. h. die reale Welt (*hoc est vita*) bildet den Inhalt, und dies von ihrer unbedeutendsten Seite, so dass die meisten Dinge mit gewöhnlichen oder fremden, ja oft ausländischen Bezeichnungen, denen man eine entschuldigende Erklärung (*cum honoris praefatione*) vorausschicken muss, behandelt werden.“ Sein Hymnus auf die Natur am Ende der *Naturalis historia* spricht freilich eine andere Sprache.[13]

Hinzu komme, dass „der eingeschlagene Weg keine von den Autoren oft begangene Straße sei.“ (*iter est non trita auctoribus via* – ein Lukrez-Reminiscenz: IV 1 f.). Wen wundere das bei der Oberflächlichkeit seiner Zeitgenossen? Aber auch bei den Griechen habe sich kein Autor daran versucht, die ganze Stofffülle zu umgreifen. Diese Betonung der Erst- und Einmaligkeit formuliert immerhin auch einen Anspruch.

Der flache Zeitgeist also! Wenn das für ihn, den Kritikscheuen, kein Anlass ist, höchst kritikfreudig in diese Kerbe zu hauen!

<i>magna pars</i>	„Zum großen Teil suchen wir
<i>studiorum amoenitates quaerimus;</i>	nur die angenehmen Seiten der
	wissenschaftlichen Tätigkeit;
<i>quae vero tractata ab aliis</i>	was aber angeblich von anderen
	mit unendlicher Genauigkeit
<i>dicuntur immensae subtilitatis,</i>	bearbeitet worden ist,
<i>obscuris rerum tenebris premuntur.</i>	bleibt gerade wegen der tiefen
	Dunkelheit der Gegenstände
	unberücksichtigt.“

Weil er nun gerade in Fahrt ist, nimmt er sich auch die *ἐγκύκλιος παιδεία* vor. Unter diesem Begriff fassten die Griechen (die Plinius ohnehin nicht ausstehen kann) alle möglichen Dinge zusammen, „auch wenn sie unbekannt und durch Vermutungen entstellt“ oder „schon zum Überdruß besprochen worden sind.“ Der Grund für dieses harte Urteil dürfte darin liegen, dass sich

die *artes liberales* der Exzerpierungsmethode des Plinius entzogen und allenfalls in Fachgebieten wie der Astronomie Verwertbares boten. Freunden höherer Bildung hat Plinius sich damit nicht empfohlen. Er ist eben kein platonischer Geist, sondern ein aristotelischer oder theophrastischer Faktensammler. [14] Im weiteren ist nicht recht deutlich, ob Plinius seine Kritik an den *artes* abschwächen oder nicht doch eher die aufgezählten Schwächen seines Werkes durch Nennung spezifischer Schwierigkeiten entschuldigen will:

<i>res ardua</i>	„Es ist freilich ein schwieriges Unterfangen,
<i>vetustis novitatem dare</i>	dem Veralteten Aktualität,
<i>novis auctoritatem,</i>	dem Neuartigen Bedeutung,
<i>obsoletis nitorem</i>	dem Alltäglichen Glanz,
<i>obscuris lucem</i>	dem Ungewissen Aufklärung,
<i>fastidiis gratiam,</i>	dem Eklen Gefallen,
<i>dubiis fidem</i>	dem Unsicheren Glaubwürdigkeit,
<i>omnibus vero naturam</i>	überhaupt allem eine naturgetreue
<i>et naturae sua omnia.</i>	und der Natur eine sie völlig umfassende Darstellung zu verschaffen.“

Dieser Kostprobe seiner rhetorischen Fähigkeit – Schaut her, ich könnte auch so! – folgt die Bitte um eine Art von Generalamnestie. Dazu wählt er eine hübsche Paraphrase zu Properz und Ovid:

Etiam non assecutis voluisse abunde pulchrum atque magnificum est.
 („Doch auch bei einem Misserfolg ist der gute Wille allein schon mehr als hinlänglich schön“); vgl.
Quod si deficient vires, audacia certe
laus erit: in magnis et voluisse sat est (Properz, El. 2,10,5f.).
Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas
 (Ovid, Ep. ex Ponto 3,4,79). [15]

Arbeitsethos [16-23]

Dass ein Autor danach strebt, mit einem Werk, das er nach Überwindung vieler Schwierigkeiten endlich vorstellen kann, beim Lesepublikum Gefallen zu finden, ist legitim. Nur darf dieses Ziel nach Plinius' Meinung nicht das Wichtigste sein. Es komme vorrangig darauf an, dass das Werk eine „nützliche Hilfe“ bringt: *utilitatem iuvandi praeferre gratiae placendi*.

Konkret richtet sich der Vorwurf der *gratia placendi* gegen den gefeierten Geschichtsschreiber T. Livius (*auctorem celeberrimum*). Dieser schreibt an einer uns nur fragmentarisch erhaltenen Stelle (fr. 55 Hertz), „er habe sich schon

genug Ruhm erworben und könnte sich jetzt eigentlich Ruhe gönnen, wenn sich nicht sein rastloser Geist (*animus inquietus*) an dem Werke ergötzte“. Ihm hält Plinius vor, er hätte sich nicht von seiner Schaffenslust leiten lassen sollen, sondern zuerst an die Ehre des weltbesiegenden Volkes (*populi gentium victoris*) und den „Ruhm des Römernamens“ (*Romani nominis gloria*) denken sollen. Plinius mißt also die Bedeutung eines Werkes zuerst am politischen und patriotischen Nutzen. [16] Stillschweigend nimmt er damit die Erfüllung dieses Postulats für sich in Anspruch.

Die Menge des von Plinius Verarbeiteten ist imponierend: 20.000 „der Behandlung werthe Gegenstände“ (in Wirklichkeit nahezu das Doppelte). Sein Freund Domitius Piso, der den Arbeitsprozess sichtlich mit Interesse beobachtete, meinte daher, man könne in seinem Falle nicht von Büchern, sprechen, sondern müsse sie ‚Schatzkammern‘ nennen (*thesauros oportet esse, non libros*). 2.000 Bücher, darunter auch sonst kaum bekannte, waren zu lesen, waren durchzuarbeiten, 100 (in Wirklichkeit nahezu 500) Autoren zu berücksichtigen. [17]

Plinius räumt ein, er könne bei seiner Arbeit vieles übersehen haben (*nec dubitamus, multa esse, quae et nos praeterierint*). Dafür entschuldigt er sich mit dem plausiblen Satz: *homines enim sumus et occupati officiis*. Der Mann hatte ja schließlich nebenher auch noch einen höchst verantwortungsvollen Beruf. So blieben ihm, wie wir ihm wohl glauben können, vor allem die Nachtstunden zur schriftstellerischen Arbeit: *subsicivis temporibus ista curamus*. Aus dieser seiner asketischen Lebensweise hat er sich eine Art Lebensphilosophie zurechtgelegt, die er in einem Zitat aus M.Varro (ebenfalls einem Sammlertyp) zusammenfasst: *dum ista musinamur, pluribus horis vivimus*: „Wir sind mehr Stunden am Leben, wenn wir sie so den Musen weihen! Denn nur das Wachsein bedeutet Leben“ (*profecto enim vita vigilia est*). [18]

Hieran schließt Plinius Sätze, die sich so lesen, als wolle er zum Ende kommen: „Da ich mir aus diesen Gründen und dieser Schwierigkeiten halber nichts zu versprechen getraue, machst Du dies wett, da ich an Dich schreibe. Darauf beruht die Zuversicht, darauf der Wert (*indicatura*) des Werkes. Vieles erscheint nur deshalb besonders wertvoll, weil es Tempeln geweiht wurde (*quia sunt templis dicata*).“ Das klingt so kleinmütig, als ob ein schwaches Produkt erst und allein durch den Widmungsbrief Qualität erhalte. Der Vergleich mit Tempelweihgaben verstärkt diesen Eindruck noch. Die gedankliche Nähe zu *nec ulli fuit vitio deos colere, quòquo modo posset* [s. 11]) ist nicht zu übersehen. [19]

Wie in Sorge darum, seine *Historia naturalis* könnte vielleicht nur, „weil sie Tempeln geweiht wurde“, also bei nachsichtigster Beurteilung den Ansprüchen des Kaisers genügen, rückt Plinius mit einem Geheimnis heraus: Er

habe ein Geschichtswerk in der Schublade, das ganz dem Ruhm des Flavischen Hauses gewidmet ist: ein Werk nämlich, das mit dem Zeitpunkt einsetzt, mit dem das (nicht erhalten gebliebene) Werk des Aufidius Bassus endet (*historiam orsi a fine Aufidii*), d. h. mit dem Jahre 40 n. Chr. Es sei zwar längst vollendet, solle aber erst durch seinen Erben (den Jüngeren Plinius) herausgegeben werden. Als Grund für seine Zurückhaltung gibt er an, er wolle den Eindruck vermeiden, ihn habe bloßer Ehrgeiz (*ambitio*) zur Abfassung getrieben. Eine solche Motivation erschien ihm offenbar ebenso verwerflich wie die Schaffenslust des T. Livius.

Man könnte meinen, mit solchen Gedankengängen, durch die übrigens auch die schon mehrfach zu beobachtende Devotion gegenüber Titus durchscheint, stelle sich Plinius als geradezu hilflose, von Skepsis geplagte Natur hin. Der weitere Fortgang des Briefes spricht jedoch eine andere Sprache: Er hat durch seinen scheinbaren Abstieg geradezu Schwung und Kraft gewonnen, seine Vorstellungen vom Ethos des Schriftstellers zu kodifizieren. Der Autor müsse sich gewissermaßen über die Zeit stellen, sich als Glied in einer ununterbrochenen Kette von Erkenntnissuchenden verstehen, dürfe also nicht meinen, dass nach ihm keiner mehr etwas Bedeutendes zu sagen haben werde: „Deswegen (d. h. im Verzicht auf Ehrgeiz) gönne ich allen (meinen Vorgängern) die Stellung, die sie einnehmen, besonders aber unseren Nachkommen, die uns, wie ich weiß, werden ausstechen wollen (*quos scio nobiscum decertaturos*), so wie wir selbst unsere Vorfahren.“ [20]

Daraus folgt für ihn die Forderung nach Offenlegung der Abhängigkeit von Vorgängern: „Eine Bestätigung dieser meiner Einstellung wirst Du darin sehen, dass ich diesen Büchern die Liste meiner Gewährsmänner vorangestellt habe (*his voluminibus auctorum nomina praetextui*). Dabei gelingt ihm eine Formulierung, die bis heute gern aufgegriffen und in Widmungen verwendet wird: *Est enim ... plenum ingenui pudoris fateri, per quos profeceris* („Es bezeugt nämlich anständige Ehrlichkeit, einzugestehen, wem man etwas zu verdanken hat“) [21].

Natürlich läßt Plinius sich die Gelegenheit nicht entgehen, hier den zahlreichen Sündern die Leviten zu lesen: „Denn Du musst wissen, dass ich beim Vergleich der Gewährsmänner die Beobachtung gemacht habe, dass von den Neuesten gerade die Zuverlässigsten ihre Vorgänger ohne Zitierung wörtlich abgeschrieben haben.“ Dabei läßt er Vergil noch leidlich davonkommen, indem er ihm das „durchaus löbliche Bestreben“ bescheinigt, „mit ihnen (d. h. den Vorgängern) in Wettstreit zu treten“. Wie sollte ein Dichter auch anders verfahren? Er ist doch nicht der Scholiast seiner selbst! Etwas strenger geht er mit Cicero ins Gericht. Seine Angaben, er folge in *De re publica* Platon, in der *Consolatio* (dem Akademiker) Krantor, in *De officiis* (dem Stoiker) Panaitios,

sind ihm zu pauschal, aus ihnen spreche die *Tulliana simplicitas*, was wohl eher mit ‚Arglosigkeit‘ als mit ‚Aufdringlichkeit‘ zu übersetzen wäre, denn diese Kritik muss einen Einschuss von Entschuldigung haben, da Plinius die genannten Werke so sehr schätzt, dass er schreibt, man müsste sie „nicht nur täglich in die Hand nehmen, sondern auswendig lernen“ (*ediscenda, non modo in manibus cotidie habenda*). [22]

Ansonsten aber kennt er in diesem Punkte keine Gnade: „Es zeigt wahrlich eine niederträchtige Gesinnung und einen unseligen Geist (*obnoxii profecto animi et infelicis ingenii est*), sich lieber beim Diebstahl erwischen zu lassen als Geborgtes zurückzuerstatten, besonders dann, wenn man aus der Benutzung Kapital schlägt“ (*cum praesertim sors fiat ex usura*). Nach dem Studium von 2.000 Bänden wird er wissen, was er sagt. [23]

Szene [24-27]

Plinius richtet nun seinen Blick auf Werk und Schicksal anderer Autoren. Zunächst reizen ihn manche reißerische Buchtitel. Über sie macht er sich wie über einen eher harmlosen Unfug lustig: Das seien oft „Titel, derenthalben man den Termin einer Bürgschaftsleistung versäumen könnte. Aber wenn man näher eindringt, ihr Götter und Göttinnen, wie wenig wird man darin entdecken!“ Dass er dabei zuerst auf die Griechen losgeht, versteht sich. „Die Unseren sind schwerfälliger“, meint er, und lässt aber nicht einmal Varro ganz ungerupft davonkommen. [24]

Es mag ihm etwas wehgetan haben, dass er dem Griechen Diodoros, der sein Geschichtswerk schlicht ‚Bibliothek‘ nannte, bestätigen mußte, er habe als erster „diese Späße aufgegeben“ (*desiit nugari*). Zum Ausgleich nimmt er sich den Grammatiker Apion vor, der in seiner Überheblichkeit erklärt habe, „wem er nur irgendeine seiner Schriften zueigne, der erhalte von ihm die Unsterblichkeit zum Geschenk“. [25]

Es ist ein bemerkenswertes Indiz für die Fähigkeit des Plinius, sich von solchen Antipathien zu lösen, dass er in einer Abschweifung zu Werken der Bildenden Künste von den „vollendeten Arbeiten“ (*absoluta opera*) der Griechen spricht, „die wir nicht satt werden anzustauen“ (*quae mirando non satiamur*). Ihm fällt dabei auf, dass die Aufschriften auf solchen Werken „eher unverbindlich“ (*pendenti titulo*) seien, womit er die Wahl des Imperfekts meint: ‚*Apelles faciebat*‘ aut ‚*Polyclitus*‘. Diese Künstler wollten dadurch den Anschein erwecken, „als ob das Kunstwerk immer noch im Anfangsstadium und unfertig wäre, so dass ihnen stets eine Rückzugsmöglichkeit blieb, sich gegen die verschiedenen Anfechtungen der Kritiker ... zu rechtfertigen“, was er als Zeichen der Bescheidenheit (*verecundia*) interpretiert. [26] Nur bei drei Kunstwerken habe er eine „bestimmte Inschrift“ (*inscripta, ille fecit*), also im

Perfekt (Aorist?) vorgefunden. Diese Künstler seien sich ihrer vollendeten Leistung vollkommen sicher gewesen (*summae artis securitas*) – was sie freilich auch nicht vor hämischer Kritik (*invidia*) schützen konnte. [27]

Kritiker [28-32]

Damit kehrt Plinius zu seiner schon des öftern angeklungenen, anscheinend schwer beherrschbaren Angst vor Kritik zurück. Jetzt, wo sich der Widmungsbrief dem Ende zuwendet, wird es Zeit, zu diesem Problem eine klare Stellung zu beziehen.

Die einfachste Möglichkeit, Kritik zu unterlaufen, sieht er darin, gewisse Unvollkommenheiten seines Werkes, ja seiner Werke einzuräumen [s. auch 18], was ja namentlich bei einem so umfänglichen Werk wie der *Historia naturalis* fast unvermeidlich ist: „Ich betone ausdrücklich, dass sich nicht nur zu diesen, sondern auch zu allen anderen Büchern, die ich veröffentlicht habe, allerlei Zusätze machen lassen. Dadurch schütze ich mich so nebenbei gegen ... ungerechte Kritiker ...“ Offenbar erwartet er sich besonders von Stoikern, Dialektikern und Epikureern heftige Kritik.

Bei diesen Gedanken hat er sich sichtlich so weit freigeschwommen, dass er, der Realist, über die *grammatici*, die am aktivsten für die *artes liberales* eintreten, schon spotten kann: Ihre Schwangerschaften dauerten länger als die von Elefanten. Offenbar hatte er sich von dieser Seite eine Kritik an seinem grammatischen Werk *Dubii sermonis libri VIII* („Sprachprobleme in 8 Büchern“) erwartet, die aber ausblieb. Aus dieser boshaften Bemerkung kann man im übrigen auf das Arbeitstempo schließen, das Plinius vorzulegen pflegte und auch von anderen erwartete. [28]

Den zweiten Trost findet er in dem Gedanken, dass es anderen und zugestandenmaßen Größeren auch nicht besser gegangen sei. Sogar der göttliche Theophrast (*homo in eloquentia tantus, ut nomen divinum inde invenerit*) habe sich Kritik gefallen lassen müssen, und – horribile dictu – sogar von einer Frau, der mit Epikur befreundeten Hetäre Leontion! [29]

Ein weiteres, nicht nur tröstendes, sondern geradezu aufbauendes Beispiel sieht er in Cato Censorius: Selbst an dessen Werk *De disciplina militari* habe man genörgelt, obwohl er doch „unter Scipio Africanus, ja sogar unter Hannibal das Soldatenhandwerk erlernte“. Cato habe dazu geschrieben, „er habe solches Gerede ungehört an seinen Ohren vorübergehen lassen“ (*eorum ego orationes sibi praeterfluere*). [30] Besonderen Gefallen fand Plinius aber an einem Ausspruch des Munatius Plancus. Als dieser erfuhr, dass eine Schmähschrift gegen ihn vorbereitet werde, die aber, damit sie unerwidert bleibe, erst nach seinem Tod veröffentlicht werden solle, meinte er trocken: „Nur Gespenster messen sich mit Toten!“ (*cum mortuis non nisi larvas luctari*). [31]

Wie es scheint, hat Plinius sich durch die Arbeit an seinem Widmungsbrief wenigstens bis zu einem gewissen Grade von seiner geradezu obsessiven Kritikerfurcht freimachen können. Jedenfalls klingt sein Schlußwort sehr gefestigt: „Ich werde also unbekümmert um solche ‚Zänker‘ (*vitiligator*) den Rest meines Vorhabens ausführen.“ Worin dieser „Rest“ bestehen soll, bleibt ungesagt und ungeklärt. Er kann es sich aber – er wäre sonst nicht Plinius – nicht verkneifen, dem Wort *vitiligator* einen etymologischen Kommentar folgen zu lassen: „*vitiligator* – ein Wort, das Cato fein aus *vitium* (Fehler) und *ligator* (Zänker) zusammenfügte; denn sie wollen ja nur zanken und Zank suchen.“ [32]

Eigentlich könnte Plinius hier seinen Brief, den er zu einem guten Teil an sich selbst gerichtet zu haben scheint, beenden. Es sieht so aus, als habe er mehr Klarheit darüber gewonnen, wie er sich künftig Titus gegenüber zu verhalten habe. Vor allem aber hat man den Eindruck, dass er sich in einem nicht nur gespielten, sondern wirklich qualvollen Akt der Selbstbeschwörung von den wohl nicht nur gespielten Ängsten befreit hat, die ihn wegen der Aufnahme seiner *Historia naturalis* plagten. Sie waren ja letztlich auch unbegründet. Er war ein erfahrener Autor und kannte sich in der Welt der Literatur und der Bildenden Künste bestens aus. Das bezeugen auch die zahlreichen Namen, die in der Praefatio nicht nur genannt, sondern auch kurz diskutiert werden: Cato, Lucilius, Varro, Cicero, Catull, Asinius Pollio Vergil, (nicht Horaz!), Theophrast, Diodor, Apelles, Polyklet, dazu subtile Anspielungen auf Lukrez, Properz und Ovid – ganz zu schweigen von der schier unermesslichen Fülle, mit der der Leser in den 36 Bänden der *Historia naturalis* überschüttet wird. Er konnte dem Publikumsecho wirklich mit Gelassenheit entgegensetzen. Ja, es scheint ihm letztlich auch gleichgültig geworden zu sein, wenn nur sein Titus zu ihm hielt.

Das Verwendungsproblem [33]

Das Vorwort enthält aber noch ein Schlußkapitel, das uns in Probleme der antiken Informationsgesellschaft führt. Das unerhörte Anschwellen der Literatur verlangt nach Organisationshilfen. Die großen Bibliotheken – allen voran die von Asinius Pollio organisierte *Palatina* – haben notwendigerweise Aufstellungsprinzipien entwickelt und Kataloge angelegt. So fand der Benutzer, wenn er den Namen des Autors kannte, das gewünschte Werk, und wohl auch umgekehrt den Autor zu einem Titel. Das war seit den Zeiten der Bibliothek von Alexandrien kein Problem mehr.

Anders stand es, wenn es um Auskünfte über Inhaltsdetails aus einem um-

fänglicheren Werk ging. Auf die Idee eines alphabetischen Lexikons war man zu Plinius Lebenszeit noch nicht gekommen. (Erfunden hat es wahrscheinlich erst ein Grammatiker namens Moiris, der ins 2./3. Jh. n.Chr. datiert wird). Wohl aber gab es bereits Inhaltsangaben als Suchhilfe. Plinius nennt uns als „Erfinder“ Q.Valerius Soranus (1. Jh.v.Chr.): *Hoc ante me fecit in litteris nostris Valerius Soranus in libris, quos „Epoptídwv“ inscripsit*. Seinen Zeitgenossen Columella, der in *De re rustica* ähnlich, wenn auch weniger akribisch verfuhr, erwähnt Plinius nicht. Die Einschränkung „in unserem (d. h. im römischen) Schrifttum“, könnte bedeuten, dass auch da die Griechen den Vorsprung hatten.

Wie dem auch sei, Plinius hat jedenfalls für jedes seiner 36 Bücher eine solche Inhaltsangabe erstellt, z. B. *Libro IX continentur* („Inhalt des 9. Buches“), wobei die erste Eintragung das Generalthema des jeweiligen Buches benennt, hier: *Aquatilium naturae* („Beschaffenheit der Wassertiere“). Daran schließt sich jeweils eine Auflistung des Inhalts der einzelnen Paragraphen; am Ende wird jeweils eine *Summa* gezogen, z. B. für das 9. Buch *Res et historiae et observationes DCL* („Summe aller Gegenstände, Geschichten und Beobachtungen 650“); den Abschluss bildet der Nachweis der benutzten Autoren, gegliedert in *Ex auctoribus* („Quellen: Römische Autoren“) und *Externis* („Fremde“ – d. h. fast ausschließlich griechische Autoren).

Da diese 36 Register von erheblichem Umfang sind (in der Tusculum-Ausgabe umfassen sie rd. 200 Seiten), entschloss sich der Jüngere Plinius als Herausgeber dazu, den Widmungsbrief samt den 36 Inhaltsangaben als eigenes Buch mit der Ordnungsnummer 1 an die Spitze zu stellen. (Da die Null noch nicht erfunden war, konnte er sich auch kein Buch „Nummer Null“ vorstellen.) Die Folge war eine (bedauerliche) Verschiebung der Numerierung aller Bücher, so dass wir heute 37 Bücher zählen. Jedem Buch ist eine Kopie der Inhaltsangabe aus dem 1.Buch vorangestellt. Der Benutzer war also gut bedient. Der Mühe, die jeweils durchschnittlich 5,5 (Tusculum-)Seiten Inhaltsregister durchzugehen, musste er sich allerdings selbst unterziehen. Das war bei handgeschriebenen Büchern in Rollenform etwas mühsamer als bei einem gedruckten Buch von heute.

Die Einbindung dieser Benutzeranweisung in den Widmungsbrief motiviert Plinius dadurch, dass er seinem vielbeschäftigten Kaiser die Mühe ersparen wolle, das ganze Werk zu lesen. Er deklariert es damit zum reinen Nachschlagewerk: „Da ich auf Deine durch den Dienst am Allgemeinwohl beschränkte Arbeitszeit Rücksicht nehmen musste, habe ich Inhaltsangaben zu den einzelnen Büchern (*quid singulis contineretur libris*) diesem Briefe beigegeben und mich mit der größten Sorgfalt bemüht, Dir die Lektüre zu ersparen. Dadurch verschaffst Du auch anderen die Annehmlichkeit, nicht das

Ganze lesen zu müssen, sondern jeder, der etwas will, braucht nur darin nachzuschlagen (*ut quisque desiderabit aliquid, id tantum quaerat*), um dann sofort zu wissen, wo er es finden kann (*et sciat, quo loco inveniat*).“

Eine Praefatio dient immer auch der Selbstdarstellung. Es liegt für jeden Autor nahe, eine solche Gelegenheit zu benutzen, sich in möglichst günstigem Licht zu präsentieren. Dafür gibt es genügend Beispiele. In der hier untersuchten Vorrede ist dies nur sehr bedingt der Fall.

Der Einstieg zeigt einen Plinius, der nicht recht zu wissen scheint, wie er mit dem bisherigen vertrauten Freund als nunmehrigem Kaiser umgehen soll. In seinem Schwanken zwischen der Hoffnung auf Fortbestand des alten Nahverhältnisses und der Sorge, aufdringlich und lästig zu wirken, scheut er vor Elogen nicht zurück, die er freilich durch schalkhafte Wendungen ironisch unterfüttert, so dass sie auch als unverfänglich hingenommen werden konnten. Hier musste Plinius abwarten, wie Titus reagieren wird. Kaum anders als positiv. Das Markenzeichen *amor et deliciae generis humani* verpflichtet schließlich.

Mehr Sicherheit legt Plinius bei der Diskussion seines Werkes an den Tag. Allerdings plagt ihn eine schwer bezähmbare Angst vor der zu erwartenden Kritik. Er versucht, sie zu unterlaufen, indem er den intellektuellen Anspruch seines Werkes herunterspielt, Unvollständigkeit und Fehler nicht ausschließt und sich als Glied in einer fortgesetzten Kette von erkenntnissuchenden Forschern sieht. Erst mit der Erwähnung eines die Flavier rühmenden Schubladenwerks kehrt er zu dem anfänglichen Distanzproblem zurück. Kräftige Hiebe auf Konkurrenten und Kritiker festigen ihn vollends: „Ich werde unbekümmert um solche ‚Vitiligatoren‘ (d. h. um zänkische Beckmesser) ... den Rest meines Vorhabens ausführen“ [32]. Im Schlusskapitel zeigt er sich vollends souverän: Er weiß um den Wert und den Nutzen seines Werkes.

Es ist wenig wahrscheinlich, dass eine solche Grundstimmung sich erst beim Schreiben von 33 Paragraphen Text bildet. Der Ausformulierung der Gedanken müssen diffuse, quälende Zweifel vorausgegangen sein. Plinius hat sie in einer Art Selbstgespräch überwunden und so seine Selbstsicherheit wieder gefunden. Dass schon wenige Monate später die Vesuvkatastrophe seinem Leben ein jähes Ende setzte, gibt dem Text den Rang eines literarischen Vermächtnisses.

Die Übersetzungen stammen von Dr. Roderich König. Sie sind mit geringfügigen Änderungen dem Buch I (1973, ²1997) der Plinius-Ausgabe des Artemis & Winkler Verlags entnommen, an deren Zustandekommen der Jubilar maßgeblich mitgewirkt hat. Dort findet man auch die notwendigen Sacherklärungen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 2004

Band/Volume: [149a](#)

Autor(en)/Author(s): Bayer Karl

Artikel/Article: [Vita vigilia est. Gedanken zur Praefatio der Historia naturalis des C. Plinius Secundus. 109-124](#)